

Die Treue des Herrn Schrader

Von Johannes Foerster

Es hat sich alles so zugetragen, wie ich es hier aufschreibe, und ich will auch nicht eine Silbe hinzufügen, damit mich keiner einen Lügner heißen kann.

Es ist der Hieronymus Schrader in unsere kleine Stadt gekommen und kam in Begleitung einer Frauensperson, die viele für seine Richtige gehalten haben, während etliche gar meinten, sie könne auch seine Enkelin sein. Tatsache ist gewesen, daß selbige Frauensperson, Hilba geheiß, rechtmäßig angetraute Gattin des erwähnten Hieronymus Schrader gewesen, wie solches aus den eingesehenen Papieren hervorgegangen ist. Besagte Hilba Schrader glied einem Bild: dieses bekannten italienischen Malers, dieses gewissen Tizian; so daß man wohl zu erkennen vermag, daß sie neben Hieronymus Schrader, der ausgewachsen war, der außer seinen schönen Augen überhaupt keine Besonderheiten aufzuweisen hatte, daß sie neben diesem als Enkelin erscheinen mußte.

Am 14. Juli 17 . . , das war genau ein halbes Jahr nach ihrem Einzug in die Stadt, geschah es, daß Hieronymus feststellen mußte, daß seine Frau verschwunden war. Ich kann mich genau an den Tag erinnern. Es war ein paar Tage gar arg schweiß gewesen. Am Mittag des 14. Juli begann sich der Himmel plötzlich zu umziehen. Wir saßen auf der Ratsstube und unsere Federn kratzten gar langam über das Papier, da entlud sich ein Donnerwetter über unserer Stadt, wie es wenige erlebt haben. Es war stodunkel, so daß wir gezwungen waren, die Federn niederzulegen. Die Wölfe erhellten das Zimmer unauffällig. Der Donner knatterte ununterbrochen. Zu dieser Stunde, da kein Mensch es wagen würde, eine Laus auf die Straße zu setzen, wurde plötzlich die Tür aufgerissen. Ich vermeinte fürs erste, daß selbes der Sturm getan habe. Beim Aufleuchten des Blickes sah ich, und mit mir meine beiden Herren Kollegen, die es bezeugen können, daß die Tür von dem besagten Hieronymus Schrader aufgetan worden war. Und sah derselbe aus, wie ein Gespenst. Das weiße Haar lebte an seiner Stirn, sein Gesicht war naß, wie seine Kleidung.

Sein Mund zitterte, als er zu sprechen begann: „Herr Ratschreiber! Meine Frau!“

Das war ein Hilfschrei. Dabei saßen mich die Augen des Unglücklichen an, daß ich meinte, er müsse in mich schauen, als müßte er erkennen, was ich dachte: Also davongelassen, wie schon lange zu vermuten war. Er trat dicht an mich heran: „Herr Ratschreiber! Ich kenne keinen Menschen in der Stadt, als sie. Deshalb komme ich zu Ihnen. Ich weiß ja nicht mehr, was ich tun soll. Hilba war heute früh beim Frühstück noch im Haus. Ich ging dann in mein Arbeitszimmer. Wissen Sie, ich schreibe ein Buch über die Treue. Daß die Treue etwas Unbedingtes ist, verstehen Sie. Es wird Mittag. Die Magd kommt und sagt: Die Frau ist nicht im Hause. Wann soll ich zu Tisch geben? Ich frage: Die Frau, nicht zu Hause? Wo ist sie

denn? Wann ist sie weggegangen? Sie spricht: Vor zwei Stunden. Vor zwei Stunden, wiederhole ich und laufe hinaus in ihr Zimmer. Das Zimmer ist leer, sie hat ihren Koffer gepackt und ist fort.

Herr Ratschreiber! Sagen Sie doch selbst, sie kann doch nicht fortgegangen sein. Das kann sie doch nicht tun. Da möchte das alles umsonst sein, mein Buch und alles, was ich denke. Sehen Sie, und das kann doch nicht sein. Ich habe es ihr doch gesagt!“

Ich habe ihn nicht mehr ansehen können, ich habe den brennenden Blick dieses Menschen nicht ausgehalten. Also hat er gesprochen: „Sie glauben es also auch. Sie war doch so schön. Sie war unwirklich schön. Ich habe Angst um sie gehabt! Das ist nicht möglich! Das kann doch nicht sein. Sie ist nicht eine, die wegläuft. Sie flieht sich nicht weg. So eine ist sie nicht. Warum soll sie gegangen sein? Ich bin keine Schönheit, Herr, das weiß ich am besten. Aber wenn sie das getan hätte, dann müßte ich etwas tun, damit sie wieder treu ist. Was, mein Herr? Das ist mein Geheimnis!“

Ich habe versucht, ihm auseinanderzusehen, sofern mir solches zu sagen erlaubt sei, daß der Altersunterschied wahrscheinlich nicht gut getan hätte, daß hier Dinge der Natur eine Rolle spielen, über die wir keine Gewalt hätten. Damit ich sagen wollte, daß die Frau Hilba wohl schuldig sein könne, aber doch eben mit Einschränkung.

Schrader schüttelte dazu den Kopf: „Nein!“ Er strich mit der Hand durch die Luft, als wäre damit alles, was ihn in seinen Anschauungen behindern könnte, beseitigt.

Das Gewitter hatte unter dem nachgelassen, der Regenschauer aufhörte. Vor mir stand der alte Herr und starrte an die Wand und hatte die ganze Welt vergessen. Ich wollte ihn gerade befragen, was er also in dieser Angelegenheit zu unternehmen gedächte, als sich die Tür auf tat, die von des jungen Ratschreibers Niemeiers Wohnung zu uns herüberführt, und der Ratschreiber in Begleitung einer Dame eintrat, die ich mit großem Schrecken als die Hilba Schrader erkennen mußte.

Als sie den Mann in unserer Stube erkannten, blieben sie wie angepörrzelt stehen. Beide waren in Reifkleidung, und der Extravestwagen, der sie fortbringen sollte, ist auch schon unten geblieben.

Hieronymus Schrader hat die beiden angesehen und wiederholt gesagt: „Nein! Das ist nicht denkbar.“ — Schließlich hat es die Hilba Schrader nicht mehr ausgehalten, sie ist zu dem Unglücklichen getreten und hat also gesprochen: „Es ist ja denkbar!“ — „Nein, das ist es nicht! Du hast die Treue vergessen.“ — „Treue? Ich bin doch ein Mensch!“ — „Du hast die Treue vergessen. Ein Mensch muß treu sein!“ Hier hat der Alte schon geschrien. „Du hast mich gehalten, wie man ein kostbares Tier hält. Man gibt ihm das beste Futter. Man säugt es vor jedem Rufzuge. Man hält es in warme

Decken. Ich bin doch kein kostbares Tier, ich bin doch ein Mensch!“ hat die Frau ausgerufen, und sie war von einer wilden Verzweiflung gepackt. Der Alte hat halsstarrig den Kopf geschüttelt: „Ich habe dich nicht geliebt. Du bist freiwillig zu mir gekommen. Du hast gesagt, daß du bei mir bleiben wolltest. Da formte sich mir das, was ich fühlte. In diesem schönen Menschen ist die Treue! Ich will an die Treue glauben! Du! Hörst du?“ Hieronymus hat die Frau an den Handgelenken gepackt, als könne er so sein Ideal halten. Der Ratschreiber Niemeier wollte dem unübigen Zustand ein Ende machen: „Ich werde Ihnen Gemütnung geben.“ Diese Worte haben den Alten zu einem grellen Lachen veranlaßt: „Gemütnung? Die können Sie mir geben. Sie werden sie erhalten!“ Die Frau hat entsetzt aufgeschrien: „Nicht mit Pistolen!“ „Doch mit Pistolen“, hat ihr Mann rasch geantwortet. — Ich habe mich höchlichst verwundert, daß ein so kluger Mensch wie der Herr Schrader so leichtsinnig sein Leben aufs Spiel setzen könne. Schließlich wird mit einem Duell weder etwas geklärt, noch einem Menschen geholfen, es sei denn, daß ihm vom Leben geholfen wird.

Die Hilba Schrader hat aber ganz genau geteilt, daß ihr Mann ein vorzüglicher Meisterstück war. Sie hat gebeten und gefleht, er hat ihr nur geantwortet: „Wir beide werden uns später sprechen.“

Es ist also am folgenden Tage geschehen, daß der junge Ratschreiber Niemeier sein Leben hat lassen müssen.

Zwei Stunden danach ist besagter, des öfteren erwähneter Hieronymus Schrader gekommen. Er trug einen Anzug aus feinstem Tuch mit kostbaren Spitzen besetzt. „Schreiben Sie, Herr Ratschreiber! Ich, Hieronymus Schrader, habe am 15. Juli 17 . . , nachdem ich in einem Duell den Ratschreiber Niemeier getötet habe, mit einem Dolch meine Ehefrau umgebracht, um sie solchermaßen zur Treue zu verhalten.“ Hierauf hat er ein wildes Gelächter angestimmt, daß wir sofort einen Wadmann herbeigerufen haben, da wir erkannten, daß dieser alte Herr den Verstand verloren hatte. Als er überwältigt wurde, hat er geschrien: „Und mein Buch über die Treue, ist das nichts? Ist das nichts, daß sie mein Buch über die Treue zerstört hat?“

Nachricht des Historienforschers: Es hätte sich diese ganze Geschichte durchaus unblutig lösen lassen, wie denn überhaupt eine spätere Zeit, sagen wir um 19 . . , nur noch unblutige Kämpfe finden wird, da die Menschheit unaufrichtig vorwärts schreitet und sodann eine solche hohe Lebensauffassung haben wird, daß derartige Dinge unmöglich gemacht sind. Wer gibt einem die Ehre und die Treue wieder, wenn man Menschen tötet?

Am 3. August 17 . .

Name unleserlich,
Ratschreiber.

Flieder

Die Geschichte einer Liebe von Walter Schreiner

Stephan war fünf Jahre alt. Er lebte in einem schönen Haus am See zusammen mit der grauen Käse Fridolin, dem Hunde Wolf, einer Anzahl von Vögeln und vielen vielen Blumen. Es war eigentlich ein recht vergnügtes Leben, das nur hier und da durch sogenannte Erwachsene etwas gestört wurde. Da war nämlich auch noch ein großer, starker Herr, der immer sagte: „Lärm nicht so, Stephan.“ Und eine Dame war da, eine sehr hübsche, manchmal auch recht freundliche Dame, die küßte ihn zuweilen und schickte ihn dann in den Garten. „Geh schon spielen, kleiner Mann!“ Der Herr hieß Vater und die Dame Mama, und es wäre ganz gut mit ihnen gegangen, wenn sie nicht so merkwürdige Ansichten darüber gehabt hätten, was ein kleiner Knabe tun darf und was nicht. Jedenfalls war mit der grauen Käse Fridolin, dem Hunde Wolf und den vielen Blumen leichter auszukommen, als mit Vater und Mama, die immer zu ermahnen und zu korrigieren hatten und der Meinung waren, kleine Jungen müßten immer frisch getoasteten Wein. Man ging ihnen deshalb am besten aus dem Wege.

Nun kam aber in das schöne Haus am See eine Unruhe, nämlich ein Logierbesuch. Eine Frau, die Tante hieß, und ein junges Mädchen namens Inge. „Ingeborg“ sagte sie selber, aber die Tante und die Mama und der Vater sagten nur Inge. Stephan interessierte sich für die Tante nicht sehr, und als sie ihn küssen wollte, sträubte er sich sogar ein wenig. Aber das Mädchen Inge gefiel ihm. Es war ein sehr schönes Mädchen mit blonden Locken und blauen Augen und so unheimlich weißen Händen, daß Stephan unwillkürlich an den Brunnen ging und seine eigenen mit Seife bearbeitete. Ein sehr schönes Mädchen — es war nur etwas schwierig, mit ihr umzugehen. Die graue Käse Fridolin nannte sie einen häßlichen alten Kater, und zum Hunde Wolf sagte sie: „Weißt weg, du Kater! Du machst mir ja mein Kleid schmutzig!“ Und über die Vögel wußte sie gar nicht Bescheid und um die Blumen auch nicht. Die jungen Anseln in der Nasminbede fand sie sehr häßlich, und wenn sie nicht so schön gewesen wäre, hätte sie Stephan am liebsten ein bißchen verhöhnt. Aber sie war wirklich zu schön, besonders wenn sie das kleine Mädchen nach oben zog, die großen Bergjähmeinnicht-Augen zusammenkniff und sagte: „Laß nur, Stephan — mich interessiert das nicht sehr. Denn, weißt du, ich bin ja vier Jahre älter als du — da spielt man nicht mehr mit Katern und Hunden. Ich habe jeden Tag meine Freundinnen zu Besuch — da solltest du mal sehen, wie gut die erzogen sind!“ Da wurde Stephan noch kleiner, als er schon war, und das Herz tat ihm weh, daß er nicht auch so gut erzogen war, wie die Freundinnen der schönen Inge. Aber er war voller guter Vorsätze, und am Morgen bestand er darauf, daß er seine schönsten Hosen anziehen durfte — schöne, hellgraue Hosen, die er bis jetzt nur ein einziges Mal getragen hatte. Inge, die er auf die Hosen aufmerksam machte, fand sie auch ganz nett; ihr Cousin Thomas trug Tennissocken von der gleichen Farbe, aber natürlich viel feiner im Stoff. Stephan hatte eine Hut auf den Cousin Thomas.

Die Kinder gingen durch den Garten und Stephan suchte das Interesse der schönen Inge auf die Blumenabarten zu lenken, auf die Tulpen, auf die Maiglöckchen, die schon ange-

setzt hatten, aber dem Mädchen imponierte das alles gar nicht. „Das ist nur so Kleinzug“, sagte sie, „und die Tulpen duften nicht einmal. Da haben wir zu Hause einen Fliederstrauch — den solltest du mal sehen! Ueber und über voller Blütenolden, wunderschöne lila Blütenolden! Und wie das duftet! Flieder ist herrlich — Flieder liebe ich von allen Blumen am meisten! Aber ihr habt ja hier gar keinen Fliederstrauch — du müßtest das deinem Vater sagen. Ein Garten ohne Flieder ist doch nichts — ach Gott, was gäbe ich jetzt für einen Fliederstrauch — lila paßt ausgezeichnet zu meinem Teint, findest du nicht?“

Nun wußte Stephan zwar nicht, ob lila Cousine dachte, aber er sagte natürlich ja, mußte sich jedoch gleich sagen lassen, daß er davon nichts verstünde, weil er noch ein ganz unvernünftiger kleiner Junge wäre. Stephan tat solche Worte weh; er sah ja ein, daß die schöne Inge schon beinahe erwachsen war, aber es war doch nicht notwendig, ihn immer wieder an seine fünf Jahre zu erinnern. Er konnte ja schließlich nichts dafür, daß er noch nicht älter war!

Aber noch mehr zu denken gab ihm der Wunsch Inges nach einem Strauß frischen Flieders. Oh — er wußte sehr wohl, wo es Flieder gab: im Garten nebenan, beim Onkel Kapitän, der schon manchmal mit ihm ein paar Worte über den Baum gesprochen hatte. Wie, wenn er zu dem Onkel ginge und ihn um einen Fliederstrauch bäte? Aber da fiel ihm ein: der Onkel war ja weggefahren, weit, weit fort, und in dem Hause war niemand als eine köse alte Frau und der Hund Stropp, der immer so wild kläffte, wenn er am Baum war. Schade, sehr schade!

Den ganzen Tag ging ihm nicht aus dem Kopf, daß die schöne Inge den Flieder so sehr liebte, und daß er ihr keinen bringen konnte. Oder — konnte er am Ende doch? Der Fliederstrauch stand ja gar nicht weit vom Baum entfernt — im Winter hatte man ihn sehen können, als an den Haselsträuchern noch keine Blätter waren! Wenn er über den Baum kletterte . . . Und so fraß sich der Gedanke in seinem kleinen, verliebten Herzen fest: er mußte der schönen Inge einen großen, großen Fliederstrauch aus dem Nachbargarten holen! Daß das bei Tage nicht ging, verstand sich von selbst — also warten, bis es dümmiger, bis es dunkel wurde. Dann hinüber, und einen großen Strauß zusammengerafft! Der böse Stropp würde schon nicht gerade dazukommen! Wäre es nur schon endlich Abend!

Die Erwachsenen sahen nach dem Nachtmahl noch zusammen. Den kleinen Stephan hatte man ins Bett geschickt, Inge dagegen, die schöne Inge, durfte noch ein Viertelstündchen bleiben, weil sie erstmals zu Besuch und zweitens schon neun Jahre alt war.

Auf einmal drang durch die offenen Fenster ein mörderisches Geschrei, das unerkennbar von Stephan stammte. Und der Hund im Nachbargarten kläffte wütend. Der Mann, den Stephan Vater nannte, rannte in den Garten und fand den kleinen Mann mit dem Hosenboden in dem Stachelstrauch hängen, der den Baum nach oben abhockte. In den Armen hielt er krampfhaft einen Strauß Flieder. Auf der anderen Seite des Gartens aber lief Stropp wütend auf und ab und bellte, was er konnte. Es war eine wirkliche, richtige Tragödie.

Der Vater befreite Stephan aus seiner

üblen Lage, wobei der Boden der schönen, neuen, hellgrauen Hosen vollends in Trümmer ging. Dann wurde Stephan ins Haus gezogen, samt seinem Flieder, den er krampfhaft in den Armen hielt, und er bekam nicht nur Schelte, weil er gestohlen hatte, was man nicht tun dürfe, sondern auch ausgiebige und schmerzhaft Prügeln. Was ihn aber bitterer schmerzte als die Hiebe, das war die Tatsache, daß die schöne Inge lächelnd zusah, während er verhauen wurde. Für sie war er über den Baum geklettert, für sie hatte er den Flieder gestohlen, für sie seine schönen Hosen zerrissen, für sie bekam er Prügel, und — sie lächelte! Und der Flieder wurde in den Müllkasten geworfen!

Am anderen Morgen reiste die schöne Inge mit der Tante wieder ab. Als sie Stephan zum Abschied die Hand reichte, sagte sie spöttisch: „Fliederdieb!“

Stephan schlich sich mit der grauen Käse Fridolin und dem Hunde Wolf, die er am Tag zuvor so sehr vernachlässigt hatte, in den Garten und weinte . . .

Schätze, die der Zufall entdeckt

Wie viele Menschen, und darunter solche, die in größter Armut kümmerlich ihr Dasein fristen, mögen wohl über Schätze, ja sogar über Reichtümer verfügen, ohne darum zu wissen! Immer wieder hört man von Fällen, in denen ein Notverkauf, eine Entrümpelung oder irgend ein Zufall zur Entdeckung eines Schatzes führte: einer Kostbarkeit, die man, in Unkenntnis ihres wahren Wertes, für Krimskrans gehalten. Vergilte Druckwerke, alte Bilder, Münzen, Gefäße, Schnitzereien, Plakaten — wie oft handelt es sich da um wertvolle Dinge, und wie lange müssen sie mitunter in einem versteckten, verstaubten Winkel ruhen, ehe ein Zufall den Entdecker spielt!

Wie dieser Tage aus Neufüßdwaales gemeldet wurde, avang bitterste Not den arbeitslosen Paul Frazer, seine letzten Einrichtungsgegenstände zu verkaufen. Unter diesen befand sich auch ein Bild, in dem der Händler, an den Frazer sich gewendet hatte, einen alten Meister zu erkennen glaubte. Auf Anraten des Mannes wandte Frazer sich an den Direktor der National-Bildergalerie in Sndueh, der feststellte, daß es sich um ein Original von Claude Josef Vermet handle, im Schätzungswerte von fünfhundert Pfund. Es besteht die Absicht, das Gemälde zwecks Verkaufes nach Europa zu senden . . .

Ein ähnlicher Fall wurde vor zwei Jahren aus Szegedin berichtet: Ein Mann namens Formayer litt größte Not und als er sich keinen anderen Ausweg mehr wußte, ging er zur Szegediner Filiale der Ungarischen Nationalbank, um eine französische Goldmünze, die ihm seine Mutter als einziges Erbstück hinterlassen hatte, zu verkaufen. Glücklicherweise traf er in der Bank auf einen münzenkundigen Beamten, und dieser stellte an Hand eines Wertes fest, daß es sich um eine Fehsprägung aus dem Jahre 1806 handelte: während eine Seite das Bildnis Napoleons I. zeigte, befanden sich auf der anderen Seite die Symbole der französischen Republik. Ein italienischer Sachverständiger schätzte den Wert der Münze, von der angeblich zehn Stück in den Verkehr geraten waren, ohne indes jemals wieder zum Vorschein zu kommen, auf drei Millionen Lire . . .

Daß ein Unkundiger zwischen Kostbarkeit und Gerümpel nicht zu unterscheiden vermag und meist auch gar nicht daran denkt, sich bei Sachverständigen Rat zu holen, ist selbstver-

ständig nicht weiter zu verwundern. Sehr zu verwundern ist bloß, daß bei der Verwertung von sogenanntem „Gerümpel“ manchmal mit einer Leichtfertigkeit vorgegangen wird, die unerklärlich und unentschuldigbar ist. Ein geradezu klassischer Fall dieser Art ereignete sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Prag:

Als der Preußenkönig Friedrich vor Prag erschienen war, hatte man alles, was von der von Rudolf II. geschaffenen „Kunstammer Europas“ noch vorhanden war, Hals über Kopf in einen Keller geschafft, um es dem Zugriff des Feindes zu entziehen: Büsten, Statuen, Vasen, Skulpturen, Steine, Dokumente, Bilder, Rüstungen. Dort unten in dem Keller blieben die Schätze und — gerieten in Vergessenheit. Erst etwa vierzig Jahre später stieß man durch Zufall auf das Gerümpel, und nun folgte eine Poste ohnegleichen. Der „Krimskrams“ wurde in öffentlicher Versteigerung losgeschlagen, und wie man dabei zu Werke ging, darüber wird uns dieses vermeldet: „Die in Fätschen zusammengepreßten Steine wurden bloß nach der

Farbe inventiert, z. B. die Lapislazuli als blaue, die Chrysoptase als grüne, die Topase als gelbe Steine. Die goldenen und silbernen Bullen und Wachsfigelle wurden von den Diplomaten gerissen und bildeten eigene buchhalterische Empfangsposten, während die Urkunden und Majestätsbriefe bloß als Pergament und altes Papier mit in den Kauf gegeben wurden. Die Mionnestatue figurirte als „Edstein von Marmor“, während Heinzens Kopie nach Correggios Reda als „ein nacktes Weißbild, von einer bösen Gans gebissen“ verzeichnet erschien.“ — **Glanzpunkt** der in der Geschichte wohl einzig dastehenden Auktion war die Auslösung des Mionnestatues mit — fünfzig Kreuzern. Einem Mann namens Helfer wurde er für einundfünfzig Kreuzer zugeschlagen — der „Edstein von Marmor“, den Rudolf II. zweihundert Jahre vorher in Rom für ein Vermögen erworben hatte! Auf Untwegen gelangte die berühmte Statue späterhin nach München, wo sie sich noch heute — in der Glyptothek — befindet.

Ernst M a c h e r.

Ein Film aus Hollywood

Von Peer John (London)

„Um zehn Gerechter willen
will ich Sodom verschonen.“

Alle heiligen Zeiten kommt ein Film aus Hollywood und rettet die Ehre dieser viel, mit Recht und Unrecht geschmähten Stadt.

Gewiß, es gibt fast immer einige gute, interessante oder amüsante amerikanische Filme zu sehen. Da ist jetzt z. B. „Camille“, ein Film, der einem wieder in Erinnerung ruft, daß man Hollywood immerhin das immer neue Wunder der Garbo verdankt; da ist die romantische Utopie „Vost Horizon“, die ein Traumland des Glücks, Friedens und der Harmonie in die unzugängliche Wildnis der tibetischen Berge zaubert (von dem geschickten Frank Capra mit Schwung und Witz und hiesigen Mitteln inszeniert); da ist die ganz eigenartige, düstere Gangsterbande „Winterset“, deren Thema — Sühne für einen in den zwanziger Jahren begangenen Justizmord an einem Arbeiterführer — sehr interessante Rückblicke auf die Geistesverfassung des heutigen, von der eben überwundenen Krise ausgerüttelten Amerika erlaubt.

Aber der eine Film, der nicht nur an sich gut und interessant ist, sondern durch seine besonderen Qualitäten gewissermaßen die Existenz Hollywoods rechtfertigt, ist die Verfilmung von Pearl B u c k s chinesischem Roman „D i e g u l t e E r d e“. Dieser Film, der zur Zeit einen künstlerischen Triumph in London erlebt, ist mit all dem phantastischen, nur in Hollywood möglichen, Aufwand gedreht, der, ach so oft, nutzlos vertan wird, mit all dem Raffinement der atemraubenden Hollywood-Technik, die zu meist an leere Sensationen genandt wird, mit der makellosen Glätte und Präzision der Hollywood-Routine, die für gewöhnlich blühblanke Unterhaltungsware am laufenden Bande produziert. In die trockenen Hügel Kaliforniens, vierzig Meilen von Hollywood wurde ein Stück China verpflanzt, buchstäblich verpflanzt. Terrassen wurden in die Hügel eingeschnitten, Wasser wurde meilenweit in Röhren geleitet, um die Reisfelder zu bereiseln, mehr als acht Monate mühsamer Bodenbearbeitung und forallicher Pflanzenpflege brauchte es, bis die Felder chinesisch bebaut waren; Wasserräder, Säulenlatzen, landwirtschaftliche Geräte wurden aus China hinübergebracht, Lehmhütten

modellgetreu in die Landschaft gebaut. Das war nur eines der „Seis“ für diesen Film, an dem vier Jahre gearbeitet wurde. Straßen, Szenen, ein Jahrmarkt, das Getimmel der südlichen Stadt, ausgestattet mit Originalrequisiten aus China, bevölkert von tausenden chinesischen Statisten, brauchten nicht weniger Mühe und Sorgfalt.

Das Resultat ist ein beinahe dokumentarisches Abbild der chinesischen Wirklichkeit, wie es edler kaum in China selbst hätte geschaffen werden können. Da es sich um die Verfilmung einer Dichtung handelt, da die Chinesen des Films ebenso wie die des Buches englisch sprechen, ist gegen die Nachbildung Chinas in Hollywood nichts einzuwenden. Sie wäre nirgends sonst möglich gewesen. Sie hat gewiß nicht weniger wahrscheinlich mehr gelostet, als wenn die Gesellschaft den Film in China selbst gedreht hätte. Aber in diesem einen Falle sind die ungeheuren Aufwendungen an Zeit, Arbeit, Geld gerechtfertigt: zehntausende Menschen haben sich ihre Vorstellung von China aus Pearl B u c k s Roman gebildet — Millionen werden sie von diesem Film beziehen.

In seiner ersten Hälfte ist der Film eine unübertreffliche Wiedergabe des Romans. Wunderbar baut sich, wie dort, nur notwendiger Weise in strengerer Auswahl, aus den Einzelheiten des täglichen Lebens das typische chinesische Bauernschicksal auf, wunderbar entfalten sich in ihrer Reaktion auf die typischen Erlebnisse die individuellen Charaktere, kommen uns über die Kontinente hinweg ganz menschlich nahe. In epischer Ruhe und doch fesselnd vom ersten Aufblenden an geht der Film seinen Gang: Brautwahl, Geburt, die unsägliche Mühe der Feldarbeit, Kampf mit den Elementen und zäh abgerungenen Segen der Erde, dann die unentinnbare Dürre, die furchtbare Hungersnot, die folgt, die Flucht nach dem Süden, die große, fremde, bedrückende südliche Stadt, das Elend der landlosen Flüchtlinge, und, plötzlich hervorbrechend, unvorhersehbar und unheimlich, die Revolution der hungernden Auslös, knapp geschildert, ohne alle Tendenz, und doch aufwühlend wie Eisensteins Revolutionsdramen im „Potemkin“.

Dann in der zweiten Hälfte — der Rückkehr zum Land und dem Aufstieg zum Reichtum

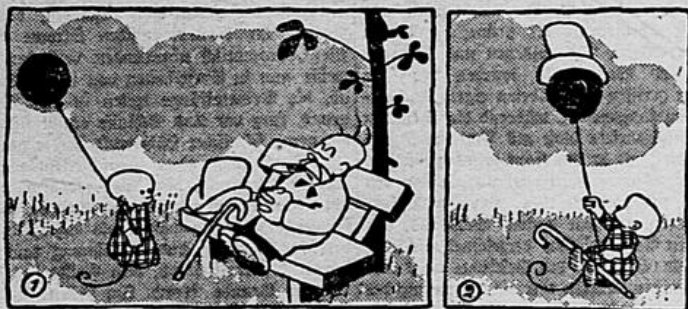
— muß der Film das Geschehen, das im Roman im breiten, epischen Ströme dahinflicht, dramatisch abzurufen versuchen. Er weicht nun in Einzelheiten von seiner Vorlage ab, die Privataffären treten in den Vordergrund, kurz vor dem Schluß ergibt sich zwar ein neuer filmischer Höhepunkt in der grandiosen Darstellung einer Bekehrungs- und ihrer Bekämpfung, aber in ihrer dramaturgischen Funktion ist gerade diese Episode, die das Filmende mehr kinomäßig als dichterisch vorbereitet, Wendung und Verjüngung rasch noch äußerlich herbeiführend, dem Geiste des Werkes im Grunde fremd. Im Leben (und im Roman der Pearl B u c k) entwickelten sich Charaktere und Verhältnisse mit innerer Notwendigkeit weiter; im Kino sollen sie sich vor dem guten Ende gefällig runden. Dieser Versuchung kann Hollywood auch in seinen Meisterwerken nicht ganz widerstehen . . .

Drei Regisseure haben an dem Film gearbeitet, Sidney F r a n k l i n, George S i l l, Victor F l e m i n g; ihre Individualitäten verschmelzen in dem schadenlosen Guck. Im Schmelztiegel Hollywood mag viel künstlerisch Wertvolles, Eigentümliches verloren gehen; aber nicht minder wahr ist, daß er, als eine Art Katalysator wirkend, die Schöpfungsprozesse befördert. Sonst ließe es sich nicht erklären, daß Regisseure, die in Hollywood Meisterleistungen vollbracht haben, in England dann z. B. langlose Dußendfilme drehen. Auch auf die Schauspieler erstreckt sich Hollywoods Achtmacht, wandelt und verwandelt sie, nimmt und gibt ihnen Individualität und Nationalität. Die einzige schwedische Schauspielerin von Weltgeltung, Greta Garbo, die einzige deutsche, Marlene Dietrich, die einzige chinesische, Anny Mah Wong, — Geschöpfe Hollywoods! Drei Deutscher sind selbstamerweise die Hauptdarsteller dieses Chinesenfilms: Paul M u n i spielt einen chinesischen Bauer, Luise R a i n e r eine Chinesenfrau, Tilly L o f f eine chinesische Tänzerin.

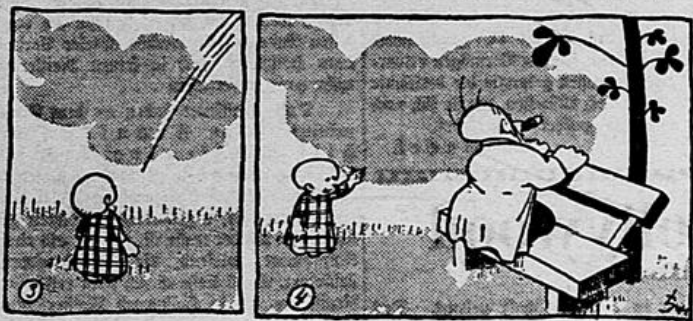
Die darstellerische Ueberrichtung, nein, Offenbarung des Films, ist Luise Rainer. Diese feingliedrige, nervöse Schauspielerin in der Rolle der großmütigen, ganz primitiven, erdgebundenen O-Lan mußte man für eine unerklärliche Fehlbekennung halten. Aber wie hat Hollywood sie verwandelt! Sie ist mit einem Mal wirklich das unendlich demütige, kaum artikulierte, ganz instinktive Geschöpf der chinesischen Erde, elementar in ihrer Mütterlichkeit, Bodenverbundenheit, ihrer Kraft, zu dulden und zu tragen; unvergleichlich gleich zu Anfang ihr Gang hinter dem künftigen Gatten über die Felder, unvergleichlich die sparsamen Augenblide demütigen Glücks, die leuchtend über ihre Gesicht zucken. Die O-Lan des Romans gehört zu den schönsten Frauengestalten der modernen Literatur; die O-Lan in der Darstellung der Luise Rainer wird zu einer der schönsten Frauengestalten des Films.

Ein so vortrefflicher und wandlungsfähiger Schauspieler wie Paul Muni vermag es nicht, gleich zwingend den Part des Mannes zu verkörpern; ein Rest von Schauspieler hatet seiner Darstellung an. Die chinesischen Darsteller der Nebenrollen wirken echter als er, nicht echter als die Rainer.

Aber man würde diesem Film nicht gerecht, ohne noch die Kamera Karl F r e u d e n b e r g zu preisen, die den schon selbstverständlichen technischen Standard der Hollywood-Photographie mit der künstlerischen Feinfühligkeit der besten frühen Kuffenfilme vereinigt. Sie photographiert ein aufziehendes Gewitter vom ersten Sturmzeichen an, das die Getreidehalme durch-



Copyright P. L. B. Baa & Copenhagen



Adamson und sein einziger Hut

einanderhüttelt, bis zu dem phosphoreszierenden Effekten der Blitze in schweflig-schwüler Atmosphäre mit einer Eindringlichkeit, daß man das Gewitter im Kino selbst zu erleben glaubt. Sie gibt in den Fernaufnahmen der unheimlich nahenden, schwarzen Gewitterwolke, wie in den Großaufnahmen der gierig arbeitenden Freizeitzugende der unerfütterlichen Aufsetzten ein unerhört padendes Bild der furchtbaren Plage. Sowohl in diesen und ähnlichen, bisweilen fast unerkennlichen dramatischen Extradraufnahmen, wie in ihren knappen, präzis schillernden Bildausagen trägt sie ihr voll-gemeines Ziel dazu bei, diesen Film zu einem wirklichen Kunstwerk zu machen — einem echten Kunstwert aus Hollywood.

Literatur

Johann Spakal: Was auch ich von der Biene wissen soll. Pöfstelberg, Heimatverlag Spakal. — Dieses von einem führenden deutschen Imker in der Tschechoslowakei verfaßte 64 Seiten zählende Büchlein vermittelt dem Leser nicht nur wertvolle Kenntnisse, sondern, da es mit großer Liebe zur Bienezucht geschrieben ist, wird es seine Wirkung insofern nicht verfehlen, als es viele Nichtimker dazu bewegen wird, diesem Zweige der Landwirtschaft ihr Augenmerk zuzuwenden. Daß auch Arbeiter dafür Interesse haben, lehrt die Tatsache, daß es in der Tschechoslowakei unter fast 200.000 Imkern an 10.000 Arbeiter gibt, die sich mit der Bienezucht befassen. Der bei uns geübte König hat einen Wert von mehr als 30 Millionen Kč, so daß die Erzeugung auch für die Wirtschaft des Staates von Bedeutung ist, abgesehen von der noch größeren Bedeutung, die der mit der Bienezucht zusammenhängende Obstbau für das Land hat.

Im Europa-Verlag, Zürich, erscheinen im Mai: Edgar Alexander: „Der Mythos Hitler“. Die erste entscheidende katholische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus; Konrad Seiden: „Ein

Mann gegen Europa“. Mit einem Dokumenten-anhang. Der zweite Teil der weltberühmten Hitlerbiographie. — Im Verlag „Der Aufbruch“, Zürich, erscheint: Willi Schlamm: „Die Diktatur der Lüge. Eine Abrechnung“. Schlamm gibt eine Durchleuchtung der Moskauer Prozesse und eine kritische Unterjudung der Entwicklung in Russland. — Im Verlag Oprecht, Zürich, erscheint: Adolf Sturmthal: „Geschichte der Krise“. Der Verfasser zeigt die Ursachen der wirtschaftlichen Entwicklung Europas und der Welt in den letzten zwanzig Jahren.

Der flüsternde König

Kürzlich hat König Georg VI. von Großbritannien, der am 12. Mai gekrönt werden soll, seine erste öffentliche Rede gehalten, als für seinen Vater, König Georg V., ein Denkmal in Windsor eingeweiht wurde. Diesem Ereignis sah man in England deshalb mit Spannung entgegen, weil Georg VI., solange er noch Herzog von York war, nie öffentlich gesprochen hat und man von ihm wußte, daß er ein Stotterer war. Als er nach der plötzlichen Abdankung Edwards VIII. König wurde, verbreitete man die Nachricht, daß er seinen Sprachfehler inzwischen überwunden habe. Die Londoner Blätter haben nun sehr ausführlich über die erste öffentliche Rede des neuen Königs berichtet. Der Berichterstatter des „Daily Herald“ stellt be-dauernd fest, der König habe so leise gesprochen, daß man ihn, auch wenn man ganz in seiner Nähe stand, nicht verstehen konnte. Der „Daily Telegraph“ schreibt, der König habe anfangs sehr zögernd gesprochen, den zweiten Teil seiner Rede aber schon schneller gehalten. Aus dem abgedruckten Wortlaut der Rede erfieht man allerdings, daß sie im ganzen nur aus zehn Sätzen bestanden hat. Daß der König trotz seines mangelhaften Redner-talents öffentlich gesprochen hat, wird jedoch als Beweis seines Pflichtbewußtseins gewertet. Aus diesem Pflichtbewußtsein heraus hat der König ja nicht nur

seinen Namen Albert auf Wunsch Baldwin's in Georg geändert, um sich als treuer Nachfolger seines Vaters zu kennzeichnen, sondern sogar das Datum seines Geburtstages verlegt, der eigentlich im Dezember ist, aber auf den Sommer verschoben wurde, weil es Sitte ist, daß der englische König zweimal im Jahre, zu Neujahr und zum Geburtstag, Orden und Titel verleiht. Und damit die beiden Termine nicht zu nahe beieinander sind, hat König Georg VI., da er den Neujahrstag nicht verlegen kann, seinen Geburtstag verlegt.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 339.
Von Franz Tepper, Karlsbad.
(Original.)

Schwarz: Kd5, Lb6, Sd7, Bb7, e5, d6, f4. (7)



Weiß: Kf5, Dh8, Tc8, Lf2, Sg4, Bd3, f7, h3. (8)
Mat in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 336: Ta6-a7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hahl Erwin, Schindler Robert, Chmielak Teo, Freundl Anton, Hoffeld Otto, Lohmüller Hans, sämtlich Neusterz; Nitsch Rosa, Trupschitz Dinnebier Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbirtz Tepper Franz, Karlsbad; Hyna Josef, Hostomitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Pusch Bruno, Kriechwitz; Bretschneider Otto und Eichler Otto, Drakowa; Berger Josef, Klein-Augezd; Klötzig Rudolf, Strache Karl, Strache Rudolf, sämtlich Großpriesen; Triltsch Gustav, Wistarschan Richter Karl, Politz a. E.; Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau.

PARTIE Nr. 124.

Gespielt im Internationalen Arbeiter-Schachturnier Ostern 1937 in Bern.
Damengambit.

Weiß: Hrunek CSR. Schwarz: Evard, Schweiz.

- 1. d2-d4 Sg8-f6
- 2. Sg1-f3 e7-e6
- 3. c2-c4 d7-d5
- 4. Sbl-c3 Sb8-d7
- 5. Lc1-g5 e7-c6
- 6. e2-e3 Dd8-a5
- 7. Lg5xh6 Sd7xh6
- 8. a2-a3 Mit den zwei letzten Zügen will Weiß Komplikationen am Damenflügel aus dem Wege sehen.
- 9. — — — Lf8-e7
- 10. Lf1-d3 d5xc4
- 11. Ld3xc4 b7-b5
- 12. Lc4-d3 a7-a6
- 13. 0-0 Lg8-b7
- 14. Ta1-c1 Tg8-c8
- 15. Sc2-d4 Dd5-b6

Schwarz sollte nun endlich rochieren, was für ihn gewiß vorteilhafter wäre als die Operation am Damenflügel.

- 15. Sf3-e5! c6-c5
- 16. Se4xf6+! Le7xf6
- 17. d4xc5! Tc8xc5
- 18. Ld3xb5+! Dd6xb5
- 19. Tc1xc5 Die Dame muß geopfert werden.
- 20. — — — Lf3xe5
- 21. Tc5xb5 a6xb5
- 22. Lc2-f4! Lc5-b8
- 23. Dd1-b3 Lb7-c6
- 24. Dd3-b4 f7-f6
- 25. Tf1-d1 Ke8-f7
- 26. Dd4-c5 Tf8-c8
- 27. e2-g4! g7-g6
- 28. Dc5-b6 Lc6-f3
- 29. Td1-d7+ und Schwarz gibt auf.